



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zwei Werke über die Sprache : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Stämmen verdient, so werden diese Vorzüge doch noch weit in den Schatten gestellt durch die Errungenschaften, denen er sich auf dem Gebiete des Erwerbslebens und insonderheit auf dem Gebiete der Industrie und des Handels rühmen darf



## Zwei Werke über die Sprache

(Fortsetzung)



Ich wende mich nun zu Wundt und versuche, von dem grundlegenden ersten Teile seines Werkes einen Begriff zu geben; aus dem im engeren Sinne sprachwissenschaftlichen, dem zweiten Teile des Mauthnerschen Werkes\*) mag einiges eingefügt werden, was geeignet erscheint, ihn andeutungsweise zu charakterisieren. Wundts Werk soll, wie die Leser aus dem Titel erfahren haben, so umfangreich es ist, doch nur der eine von den drei Teilen eines noch weit größern Werkes sein, das er Völkerpsychologie nennt. Diese Wissenschaft haben Lazarus und Steinthal mit ihrer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft begründet, aber nicht ganz in Wundts Sinne bearbeitet. Sie sind von Herbart ausgegangen. Zwar haben sie dessen Ansichten vielfach berichtigt, aber doch im wesentlichen seine Psychologie beibehalten. Diese ist Individualpsychologie, und die Völkerpsychologie war anfangs nur eine Anwendung der bei Erforschung der Individualseele vermeintlich gefundenen Gesetze auf das Geistesleben der Völker. Nach Wundt soll die neue Wissenschaft etwas anderes sein: nicht Nachweisung der Analogien zwischen dem Gemeinschaftsleben und den Vorgängen in der Einzelseele; auch nicht Charakteristik der verschiedenen Völker; sie soll das Seelenleben beschreiben, soweit es aus der Gemeinschaft der Menschen hervorgeht, soll nur solche psychische Vorgänge behandeln, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse zugrunde liegen. Während demnach Literatur, Kunst und Wissenschaft auszuschließen sind, weil deren Erzeugnisse das Werk einzelner Personen sind, bleiben als Gegenstände der Völkerpsychologie im Sinne Wundts nur Sprache, Mythos und Sitte als Erzeugnisse nicht einzelner Individuen, sondern der Gesamtheit. Erst von der Völkerpsychologie aus kann das Seelenleben des Einzelnen, das sich ja nur in der Gemeinschaft entwickelt, ganz verstanden werden. (Schon beim ersten Laut, schreibt Mauthner, ist die Sprache nicht etwas rein Individuelles, sondern etwas zwischen einem Sprechenden und einem Hörenden Menschen.) Die Völkerpsychologie ist also eine Hilfswissenschaft der Psychologie

\*) Die Überschriften der vierzehn sehr langen Kapitel dieses Bandes lauten: 1. Was ist Sprachwissenschaft? 2. Aus der Geschichte der Sprachwissenschaft. 3. Sprachrichtigkeit. 4. Zufall in der Sprache. 5. Etymologie. 6. Wurzeln. 7. Bedeutungswandel. 8. Klassifikation der Sprachen. 9. Tier- und Menschensprache. 10. Entstehung der Sprache. 11. Die Metapher. 12. Schrift und Schriftsprache. 13. Sprachwissenschaft und Ethnologie. 14. Ursprung und Geschichte von [?] Vernunft.

und zugleich der eine ihrer beiden Teile; als den andern bezeichnet er die experimentelle oder physiologische Psychologie. In der Sprache spiegelt sich die Vorstellungswelt des Menschen. „Der Mythos gibt sodann den in der Sprache niedergelegten Vorstellungen vornehmlich ihren Inhalt, da er in dem ursprünglichen Völkerbewußtsein die gesamte Weltanschauung noch in ungesonderter Einheit umschließt. In den Entstehungsbedingungen seiner Bestandteile zeigt er sich jedoch so sehr von Gefühlsrichtungen bestimmt, daß die Erfahrungseinflüsse nur als die äußern Gelegenheitsursachen erscheinen, die, indem sie Furcht und Hoffnung, Bewunderung und Staunen, Demut und Verehrung erwecken, ebenso die Richtung der mythologischen Vorstellungen wie die Auffassung der Objekte überhaupt bestimmen. Die Sitte endlich umfaßt alle die gemeinsamen Willensrichtungen, die über die Abweichungen individueller Gewohnheiten die Herrschaft erringen.“

Die Sprache nun gehört zu der Klasse der psychophysischen Lebensäußerungen, die Ausdrucksbewegungen genannt werden können. „Jede Sprache besteht in Lautäußerungen oder in andern sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, die, durch Muskelwirkungen hervorgebracht, innere Zustände, Vorstellungen, Gefühle, Affekte nach außen kundgeben.“ Wenn man gewöhnlich die Sprache dadurch von den übrigen Ausdrucksbewegungen unterschieden wähnt, daß sie der Gedankenmitteilung diene, so kann das nicht als richtig anerkannt werden, weil diesem Zweck auch andre Ausdrucksbewegungen dienen, weil die Sprache auch Gefühle äußert, und weil der einsame Denker auch dann in Worten denkt, wenn er gar nicht die Absicht hat, seine Gedanken andern mitzuteilen. Alle Ausdrucksbewegungen sind entweder automatische Rückwirkungen auf Reize (Reflexbewegungen und Mitbewegungen, wie das Zusammenfahren beim Erschrecken und das unwillkürliche Mitbewegen der Lippen, wenn ein anderer spricht) oder Trieb- und Willkürbewegungen. Wundt hält nicht die automatischen, sondern die Triebhandlungen für das ursprünglichere. „Zu erklären, wie die ursprünglichen Triebe, das heißt die Empfindungen und Gefühle tierischer Wesen überhaupt entstanden seien, das liegt, wie überall die Nachweisung der ursprünglichen Elemente der Erfahrung, außerhalb der Grenzen unsrer Untersuchung. Diese unumgängliche Anerkennung des Gegebenseins der nicht weiter analysierbaren psychischen Elemente schließt nun aber weiterhin die Notwendigkeit ein, auch die Zuordnung der Triebe zu bestimmten körperlichen Bewegungen als eine ursprünglich gegebene zu betrachten. Diese Zuordnung läßt schon deshalb keine Zurückführung auf entferntere Bedingungen zu, weil die ursprünglichen Willensvorgänge überhaupt psychische und körperliche Vorgänge zugleich sind, jeder Versuch, den einen der beiden Faktoren aus dem andern abzuleiten, sich also mit dieser Tatsache in Widerspruch setzt.“ Die Leser kennen ja den psychophysischen Parallelismus, den Wundt lehrt: die Reihe der körperlichen und die der seelischen Vorgänge verlaufen, eine jede für sich, kausal, und jedes Glied der einen Reihe ist an das entsprechende Glied der andern gebunden, ohne daß man sagen könnte, eines der beiden sei die Ursache des andern. Jede Triebhandlung nun „schließt neben mannigfachen Vorstellungselementen einen Gefühlsverlauf ein, dessen Eigenschaften für den allgemeinen Charakter der Handlung

bestimmend sind"; und die Analyse eines solchen Verlaufs ergibt, „daß jedes einfache Gefühl einer der drei Hauptdimensionen der Lust- und Unlust-, der erregenden und der hemmenden, der spannenden und der lösenden Gefühle angehört.“ Nicht jedes Gefühl ist von äußerlich sichtbaren Bewegungen begleitet. Was aber nie zu fehlen scheint, „das sind Innervationsänderungen des Herzens, der Blutgefäße und der Atmungsmuskeln.“ Erregung beschleunigt, Depression verlangsamt den Puls. Wundt gibt die Zeichnungen wieder, in denen ein psychophysischer Experimentator, Lehmann, die Pulsbewegung bei Lust und Unlust, Erregung und Depression, Spannung und Lösung und bei Kombinationen wie der von Unlust und Depression dargestellt hat. Der Affekt, den Wundt als Gefühlsverlauf definiert, gibt sich immer in äußerlich wahrnehmbaren Bewegungen kund. Führt die Bewegung zur Lösung des Affekts durch eine Tat, macht sich der Zorn in einer Ohrfeige Luft, so ist die Bewegung eine Willenshandlung. Ballt der Zornige bloß mit wütender Miene die Faust, so sind seine Bewegungen nur mimische und pantomimische Ausdrucksbewegungen; zwecklos, sofern in ihnen die Spannung nicht völlig gelöst wird; insofern aber nicht ganz unzweckmäßig, als sie die lösende Tat wenigstens andeuten und auch meist die Spannung vermindern. Das Zusammenwirken der Affekte und vieler Muskelgruppen macht die Annahme eines Zentralorgans der Gefühle notwendig. Wenn wir das Gehirn oder eine Hirnpartie in solchem Zusammenhange Organ nennen, so ist das, wie Wundt ausführt, anders zu verstehn, als wenn wir einen bestimmten Körperteil als das Organ einer bestimmten physischen Funktion, den Muskel zum Beispiel als das Organ einer Arbeitsleistung bezeichnen. Der Hirnteil ist eigentlich nur Organ des physischen Teils eines psychophysischen Vorgangs, und wenn man ihn als Organ des ganzen Vorgangs nimmt, so ergänzt man stillschweigend die geistige Ursache. „Wenn wir uns zu dieser Substitution gerade bei der Physiologie des Gehirns beinahe regelmäßig genötigt sehen, so erklärt sich dies hinreichend daraus, daß die physiologische Seite der Erscheinungen hier vorläufig noch so gut wie unbekannt ist, während wir die psychologische aus der unmittelbaren Erfahrung kennen. Freilich ersieht man hieraus zugleich, auf einem wie gänzlich verkehrten Wege sich jene immer wieder auftauchenden Versuche befinden, die aus den physiologischen oder gar den anatomischen Verhältnissen des Gehirns eine Theorie der psychischen Funktionen gewinnen möchten.“ Ähnlich schreibt Mauthner: „Wir haben gesehen, daß physiologisch diejenigen Veränderungen genannt werden, von deren Gründen wir gar nichts wissen, psychologisch diejenigen Veränderungen, von deren Gründen wir etwas ahnen.“ Eine andre Stelle, in der er anerkennt, daß das Seelische das bekanntere ist, haben wir schon mitgeteilt. Nach einer Kritik der Erklärungsversuche von Herbert Spencer, Darwin und andern, die alle als unbefriedigend abgelehnt werden, betont Wundt noch einmal, daß der Affekt und seine Ausdrucksbewegung nicht als Ursache und Wirkung einander gegenübergestellt werden können, sodaß das eine als dem andern vorangehend gedacht werden müßte, sondern daß beide zusammen einen einzigen psychophysischen Vorgang ausmachen, „den wir erst auf Grund einer durch die Erfahrung geforderten Analyse und Abstraktion in jene zwei Bestandteile sondern.“

Die Ausdrucksbewegungen drücken sowohl die Intensität als die Dualität der im Affekt wechselnden und ablaufenden Gefühle aus (bei hoher Intensität, großer Heftigkeit des Affekts verschwinden die Dualitätsunterschiede); außerdem vermögen sie die mit den Gefühlen oft verbundenen Vorstellungen anzudeuten. Die Veränderung der Herzbewegung drückt nur Intensitätsunterschiede aus. Die Gefühle selbst dagegen sind durch ihre eigne Qualität und die mit ihnen verbundenen Vorstellungen außerordentlich verschieden. Die äußern Körperbewegungen stehn mitten inne, indem sie sowohl die Intensität wie die Dualität und die Vorstellungen, diese beiden aber nur unvollkommen anzeigen.

Das Mienenspiel wird ursprünglich durch Geschmacksreize in Bewegung gesetzt. Es besteht in zweckmäßigen Muskelbewegungen, die darauf abzielen, bei süßen Gegenständen die für Süßigkeit empfänglichen innern Mundpartien möglichst vollständig, bei bitteren die dafür empfänglichen Teile möglichst wenig mit dem Gegenstande in Berührung zu bringen. Es ist also mehr als ein Bild, wenn wir Gefühle, die Lust erregen und den dem Süßen entsprechenden Gesichtsausdruck hervorbringen, süß, die entgegengesetzten bitter nennen. Das Saure verbreitert die Mundspalte; das geschieht sowohl beim Lachen wie beim Weinen, sodaß der Unterschied des lachenden vom weinenden Gesicht weniger am Munde als an der Nase und an der Augenpartie erkannt werden kann, wie denn auch das Saure halb als angenehm und halb als unangenehm empfunden wird; Wundt zeigt das alles an Abbildungen. Erkennt man Lust und Unlust hauptsächlich am Munde, so sind andrerseits die Wangenmuskeln befähigt, Spannung und Lösung anzuzeigen. Die gesamte Muskulatur des Gesichts offenbart nicht allein durch wechselnde Bewegung die wechselnden Gefühle und Stimmungen, sondern auch durch die beständige Form, die sie unter dem Einfluß einer vorherrschenden Stimmung annimmt, den Charakter.

Wie Gefühlsqualitäten die Gesichtsmuskeln erregen, so setzen Vorstellungen die Arme und Beine und den ganzen Leib in Bewegung; sie fügen der Mimik die Pantomime bei. An den Taubstummen, die man zu unterrichten sich genötigt sah, hat man die Vorstellungsgebärden von solchen unterscheiden gelernt, die, wie das Zurückfahren und die Abwehrbewegungen vor einem erschreckenden Gegenstande, bloß Affekte kundgeben. Die aus Vorstellungen entspringenden oder solche begleitenden Gebärden sind von zweierlei Art: hinweisende und nachahmende. Die hinweisenden sind bis zur Andeutung abgeschwächte Greifbewegungen. Das Kind greift nach den Gegenständen, die es verlangt, und liegen sie ihm zu fern, so geht die Greifbewegung in die Deutebewegung über. Diese gewinnt eine selbständige Bedeutung, wenn sehr häufig die „anfänglichen Bewegungstrieb vor ihrem Übergange in Willenshandlungen gehemmt und zu bloßen Affekten ermäßigt werden. Daneben wird aber zugleich als positives Moment das Streben wirksam, die eignen Gemütszustände nach außen kundzugeben. Beide Bedingungen gehören mindestens in diesem Grade der Ausbildung nur der menschlichen Entwicklung an. Darum ist kein Tier, nicht einmal der in der Organisation der Arme und der Hände dem Menschen so nahe stehende Affe, zu dieser Entwicklung hinweisender Gebärden aus Greifbewegungen vorgeschritten.“ Nachahmende Bewegungen kommen im Tierreich überall vor,

wo herdenweise lebende Tiere übereinstimmend handeln. Solche Nachahmung mag ähnlich entstehen wie die mimische und die pantomimische Mitbewegung beim Menschen. Ein lachendes oder ein weinendes Gesicht bringt beim Zuschauen durch Sympathie, wie wir das nennen, eine Gemütsbewegung hervor, die der des Beobachteten ähnlich ist, und diese Gemütsbewegung wird von dem entsprechenden Gesichtsausdruck begleitet. Von den bloß sympathischen Affektäußerungen geht aber der Mensch, und nur der Mensch, dazu über, Vorstellungen zu bezeichnen, die mit dem Affektverlauf verbunden sind, und so eine Gebärdensprache zu schaffen, die nach Wundts Ansicht nicht der Lautsprache vorhergegangen, sondern in Wechselwirkung mit ihr, teils als ihre Begleitung und Ergänzung, teils als Ersatz für sie entstanden ist. „Man pflegt die Gebärdensprache als eine Äußerung der Gedanken durch sichtbare aber nicht hörbare Bewegungen zu definieren und demnach der Gebärdensäußerung ihre Stellung mitten inne zwischen Schrift und Sprache anzuweisen. Gleich der erstern stelle sie die Begriffe in sichtbaren Zeichen dar, während doch diese Zeichen, ähnlich den Sprachlauten, rasch vorübergehende Vorgänge seien. Sie erscheint so als eine Bilder- oder Zeichenschrift, die ihre Symbole mittelst der flüchtigen Gebärde in die Luft zeichnet, statt auf ein solides, sie dauernd festhaltendes Material. Da nun die Schrift der Sprache gegenüber ein verhältnismäßig spätes und in höherm Grade aus erfinderischer Tätigkeit hervorgegangnes Erzeugnis ist, so wird dadurch zugleich die weit verbreitete Meinung verständlich, die Gebärdensprache sei, wie in den meisten Fällen ihrem Erfolge nach ein Ersatzmittel für die Lautsprache, so auch nach ihren ursprünglichen Motiven aus der Absicht entsprungen, einen solchen Ersatz zu schaffen.“ Wundt widerlegt diese Meinung. Allerdings hat es künstliche und konventionelle Gebärdensprachen gegeben; eine solche haben Bisterzienfermönche erfunden, die zu strengem Schweigen verpflichtet waren, und auch die in Anstalten ausgebildeten Gebärdensprachen der Taubstummen sind zum Teil konventionell. In ihren wichtigsten und verbreitetsten Formen aber ist die Gebärdensprache „eine Art Universalprache, die unter den verschiedensten Entstehungsbedingungen zahlreiche Bestandteile gemein hat, so daß zwischen ihren verschiednen, allenfalls den Dialekten vergleichbaren Entwicklungsformen oft ohne besondere Schwierigkeit eine Verständigung möglich ist.“ Weil sich bei den Naturvölkern, z. B. bei den Indianern, kleine Gruppen voneinander absondern, deren jede ihren eignen Dialekt ausbildet, sind auch nahverwandte Stämme beim Zusammentreffen, da sie sich mit Worten nicht zu verständigen vermögen, auf die allen verständliche Gebärdensprache angewiesen. „Dieser universelle Charakter ist aber sichtlich durch die unmittelbar in der Anschauung gegebne Beziehung bedingt, in der die Gebärde und das, was sie bedeutet, zueinander stehn. Durch diese Beziehung gewinnt die Gebärdensprache den Charakter einer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, den die Lautsprache weder heute besitzt, noch in irgendwelchen frühern sprachgeschichtlich zu erschließenden Formen jemals besessen hat,“ so daß die Ansicht mancher Anthropologen, sie sei die wahre Ursprache und der Lautsprache vorausgegangen, erklärlich erscheint. Wenn nun auch das vielleicht nicht der Fall ist, so kann man doch allenfalls sagen: „Der Begriff einer Ursprache, im Gebiet der Laut-

Sprache ein hypothetischer Grenzbegriff, wird bei der Gebärdensprache zur unmittelbar beobachteten Wirklichkeit. Dieser Tatsache kann aber, wenn sie keinen andern Nutzen hätte, mindestens der nicht bestritten werden, daß sie die Notwendigkeit der Annahme einer Ursprache in diesem psychologischen Sinne beweist: die Notwendigkeit nämlich, daß es für jede Art natürlich entstandner Sprache einmal eine Zeit gegeben haben muß, in der die Beziehung zwischen dem Zeichen und dem, was es bezeichnet, eine unmittelbar anschauliche war." Ausführlich werden die Taubstummensprache und die neapolitanische Gebärdensprache behandelt und durch Abbildungen anschaulich gemacht. Die zweite stammt aus der altrömischen Zeit. Es ist „eine falsche Auffassung, wenn man dieses starke Hervortreten der Gebärde und ihre gelegentliche Funktion an Stelle der Sprache als Zeichen eines niedrigen Standes der Kultur und demnach das Vorkommen der Gebärdensprache bei Menschen, die zugleich der Lautsprache mächtig sind, allgemein als eine Eigentümlichkeit unzivilisierter Völker betrachtet hat. Der Südfranzose und der Italiener zeigen noch heute ein weit lebhafteres Gebärdenspiel als der Engländer und der Deutsche, und dieser Unterschied erstreckt sich auf alle Kreise der Gesellschaft ziemlich gleichförmig. Nicht die Bildung, sondern der Grad des Affekts oder die dauernde Affektanlage, das Temperament, ist vor allen Dingen für die Entstehung der Gebärde entscheidend. Besteht aber einmal vermöge dieser Anlage die Neigung zu einem lebhaften Gebärdenspiel, so begleitet dieses nicht bloß von selbst die gesprochne Rede, sondern es tritt auch leicht an deren Stelle, wenn die laute Gedankenäußerung unterdrückt wird; und aus dieser freieren Übung entspringt naturgemäß eine ästhetische Freude an der bedeutamen Gebärde als solcher. Die Alten haben diese Freude auch im gewöhnlichen Verkehr der Menschen mehr gekannt, als wir sie heute kennen, und die Regeln der Sitte geboten bei ihnen zwar das Übermaß der Affektäußerung, nicht aber, wie bei uns, die Affektäußerung selbst zu unterdrücken. Die Alten besaßen also ein lebendigeres Gefühl für die Bedeutung der Gebärde, nicht weil ihre Kultur eine niedrigere, sondern weil sie eine andre war als die unsre, und weil insbesondere der Sinn für die äußere Erscheinungsweise des Menschen feiner ausgebildet, in dieser Beziehung also die Kultur eine ästhetisch höhere war. Wenn sich dieses lebendigere Gebärdenspiel bei den von ihnen abstammenden Völkern mehr in den niedrigeren als in den höhern Kreisen der Gesellschaft erhalten hat, so ist dieser besondrer Zug dann allerdings ein Symptom der Kulturstufe. Denn diese Erscheinung fällt unter die allgemeine Regel, daß die Reste alter Anschauungen und Sitten am längsten in den Massen des Volkes zurückbleiben, während die höhern Schichten der Gesellschaft, die sich die Ideen einer neuen Kultur früher aneignen, auch die der alten leichter und früher aufgeben.“ Es wird dann noch gezeigt, daß die Gebärdensprache zwar die Hauptwortklassen, aber nicht die Tempora auszudrücken vermag, und daß dabei die Mitteilungen in wirklichen Sätzen erfolgen; ferner wie sie in die Entwicklung der Bilderschrift eingreift.

Auch die Laute sind, physiologisch betrachtet, Ausdrucksbewegungen. Ein heftiger Affekt wie Schmerz oder Wut setzt außer den Muskeln äußerer Teile auch die der Mundhöhle, der Zunge, der Atmungsorgane in Bewegung, und

dabei entsteht ein Schall, „der durch den Eindruck auf das Gehör des rufenden Tieres eine energische Entladung der Gefühle bewirkt und in andern Tieren der gleichen Art ähnliche Gefühle erwecken kann.“ Hierdurch wird der Schmerzensschrei zum Hilferuf, und zu diesen ursprünglichen Lauten gesellt sich der Lockruf. Bei mäßigen und andauernden Gefühlen wird der Schall zum Ton, der Modulationen erleidet. So entsteht der Vogelgesang. Doch ist dieser „schon eine verhältnismäßig hochstehende, auf eine kleine Gruppe von Tieren beschränkte Gefühlsäußerung, und die Bedingungen seines Vorkommens machen es wahrscheinlich, daß er sich aus rohern Formen der Lautäußerung, vielleicht aus dem Wutgeschrei der in der Paarungszeit miteinander kämpfenden männlichen Tiere entwickelt hat. Nachdem jene Form der Ausdruckslaute entstanden war, mußte sie sich aber, gemäß dem allgemeinen Prinzip der Übertragung der Ausdrucksbewegungen, alsbald auf andre Affekte von verwandtem Gefühlston ausbreiten. Mag darum der Gesang des männlichen Singvogels in vielen Fällen Lockruf bleiben, seine allgemeine Bedeutung ist dies jedenfalls nicht mehr, sondern er ist, ähnlich den fortwährenden zwecklosen Flug- und sonstigen Körperbewegungen der meisten kleinern Vögel, zu einem allgemeinen Ausdrucksmittel heiterer Gefühle geworden. Bei dieser ganzen Entwicklung spielen objektive Zweckmotive [die Darwin annimmt], wie sie von Anfang an fehlen, so auch im weiteren Fortgang keine wesentliche Rolle. Vielmehr sind die subjektiven, ohne Willen und Absicht hervorgebrachten Gefühlslaute, wie die verbreitetsten, so überall die ursprünglichsten.“ Beim Menschen nun verzweigt sich die Ausbildung der Stimmittel in zwei verschiedenen Richtungen: im Gesang und in der Sprache. Bei den Tieren ist das nicht der Fall, da sie es zwar zu einer Gebärdensprache aber nicht zur Lautsprache bringen. Mauthner schreibt richtig: „Gerade die Gabe der wirklichen unmetaphorischen Schallnachahmungen besitzen manche Tiere: der Papagei, die Spottdroffel. Und gerade diese »sprechenden« Tiere beweisen nichts dafür, daß Tiere Sprache haben. Die Sprache besteht nicht in Schallnachahmung.“ Metaphorische Schallnachahmungen nennt Mauthner z. B. unser kuckuck und gluckgluck; der Ruckuck spricht nicht kuckuck, und die Henne spricht nicht gluckgluck.

Wundt fährt fort: „Der menschliche Gesang bildet den einzigen sicher bezugten Fall, wo sich die beiden in der Entwicklung der Stimmlaute nebeneinander hergehenden Momente, Lautartikulation und Tonmodulation, gleichzeitig in vollkommenerer Ausbildung vereinigt haben. Im allgemeinen sind darum wohl beide als zwei ursprünglich aus dem intensivsten Gefühlslaut, dem Schrei, hergegangne divergierende Entwicklungen anzusehen, während doch jede dieser Ausdrucksformen immer auch bis zu einem gewissen Grade die Mitwirkung der andern voraussetzt. Denn es gibt naturgemäß ebensowenig eine Lautartikulation ohne einen gewissen Grad von Tonmodulation, wie diese ohne jene möglich ist.“ Doch fehlen der Tonmodulation beim Sprechen, auch bei den ersten Sprachversuchen des Kindes, die melodischen Intervalle; die Tonmodulation des Sprechenden ist unmusikalisches. Der menschliche Gesang ist nicht etwa als Nachahmung des Vogelgesangs zu erklären; er ist eine Erwerbung höherer Kultur und von Anfang an Kunst. Unter den Hypothesen über seine Entstehung hält

Wundt die Bückersche für die wahrscheinlichste, daß er als Arbeitgesang entstanden sei. Solche gemeinsame körperliche Arbeiten wie rudern, rammen, ziehn an einem Tau müssen rhythmisch, im Takt vor sich gehn, und zur Unterstützung des Takthaltens ist überall, bei Naturvölkern wie bei Matrosen und ähnlich beschäftigten Arbeitern in zivilisierten Ländern, das Singen oder das gesangartige Aussprechen sinnloser Wörter üblich.

Es wird dann die Ausbildung der Lautartikulation beim Kinde beschrieben. Die Schmerzens- und Wutschreie der ersten Lebenswochen enthalten nur Vokale: ä, a, u, uä. Der Fortschritt, der sich am Ende des ersten Monats vollzieht, besteht darin, „daß allmählich auch schwächere Gefühle von Lautäußerungen begleitet werden: so die geringern Grade des Unbehagens, der Ungeduld, des Verdrußes, und in leisen Anfängen schon gewisse Lustgefühle, die letztern freilich zunächst in der mehr negativen als positiven Form des aufhörenden Mißvergnügens, denen aber bald Laute der Befriedigung, des Behagens nachfolgen. In gleichem Maße nehmen die Lautäußerungen ermäßigte Formen an, und neben den Schreilauten treten moderierte Ausdruckslaute auf. Infolge der hierbei vorhandenen geringern und wechselndern Spannung der Stimmbänder wird die Tonmodulation der Laute eine mannigfaltigere; und durch die gleichartig sich einstellenden wechselndern Formungen der Teile der Mundhöhle wächst, wenn auch noch in beschränktem Maße, die Anzahl der Lautartikulationen. Die Vokalflänge vermehren sich daher, und teilweise verbinden sie sich bereits mit Verschuß- und Resonanzlauten: Lautbildungen wie ör, rō, ra, ta, am, hu treten zu den frühern hinzu. . . . Gerade die deutlichen Artikulationen, wie am, ab, om, ra, da, an, na, bu, hu, Verbindungen also von Resonanz- und Lippenverschußlauten mit Vokalen, unter denen nur das i zunächst noch zurücktritt, sind augenscheinlich Äußerungen dauernder, aber schwacher Lusterregungen. Stärkere Lustaffekte künden sich in derselben Zeit gewöhnlich durch ein lautes krähendes Geschrei an, das sich von dem Wehgeschrei durch seine kürzere Dauer und seine hohe Tonlage unterscheidet.“ Eine sehr behagliche Stimmung gibt sich in Wiederholungen: dadada, mamama, bababa kund. Am Ende des ersten Jahres ist gewöhnlich schon ein zureichendes Material für die Lautgebilde der Sprache vorhanden. Gegen Ende des ersten Jahres fängt auch die Umgebung an, auf die Lautbildung einzuwirken. Das Kind beginnt äußere Geräusche und Sprachlaute, die ihm vorgefagt werden, nachzuahmen, aber ganz verständnislos nachzuahmen. Verstanden werden zuerst mimische Ausdrucksbewegungen, die schon in den ersten Monaten entsprechende Gemütsbewegungen im Kinde hervorrufen. Einige Monate später folgt das Verstehn hinweisender Gebärden. Am Ende des ersten Lebensjahres das Verstehn einzelner Wörter, „das sich darin verrät, daß das Kind nach dem Gegenstand oder der Person, die genannt werden, hinblickt. Doch ist es bemerkenswert, daß zwischen diesem Verstehn gehörter Worte und der eignen Anwendung derselben zum Zweck der Benennung immer noch eine geraume Zeit liegt; daher es in dieser Entwicklung eine kurze Periode geben kann, in der das Kind einerseits verständnislos [wie der Papagei] Wörter nachspricht [man nennt das Echosprache], andererseits solche versteht, gleichwohl aber selbst noch nicht im eigentlichen Sinne spricht, das heißt Worte in der

Absicht der Benennung gebraucht. Der Eintritt in dieses letzte Stadium, in das der eigentlichen Sprachbildung, ist demnach durch das Zusammentreffen zweier Momente bestimmt: der Lautnachahmung, wie sie in der Echosprache ihren Ausdruck findet, und des Verstehens gehörter artikulierter Laute, das sich an das Verstehen mimischer und pantomimischer Ausdrucksbewegungen als ein letzter Vorgang anschließt. Mit diesem fällt jedoch der verständnisvolle Gebrauch der Worte zeitlich noch nicht zusammen; sondern erst nachdem Nachahmung und Verständnis, beide unabhängig voneinander, eine Zeit lang geübt worden sind, treten die ersten mit der Absicht der Mitteilung gebrauchten sprachlichen Benennungen auf.“ Diese Vereinigung von Nachahmung, Verständnis und zweckentsprechendem Gebrauch vollzieht sich nun niemals beim Papagei, so daß wir hier deutlich die Grenze sehen, die das Seelenleben des Tieres vom geistigen Leben des Menschen scheidet. (Es ist nicht Wundt, der diese Bemerkung macht.) Mauthner hat eine Menge interessanter Beobachtungen gesammelt über die Art und Weise, wie die Kinder mit ihren Vorstellungen die gelernten Worte oft abweichend von dem in ihrer Umgebung herrschenden Gebrauch verknüpfen.

Wundt weist nach, daß das unter Menschen aufwachsende Kind nicht ein einziges Wort selbst erfindet, sondern alle Wörter, die es gebraucht, von den Erwachsenen erlernt. (Mauthner führt Wörter an, die Kinder erfunden haben, zum Beispiel Kellerecke für Schokolade; solche von der Sprache der Umgebung abweichende Bezeichnungen verschwinden natürlich mit der Zeit.)\* Auch die onomatopoetischen Tiernamen empfängt es von seiner Umgebung: das französische Kind nennt das Huhn koko (von cocque). Man kennt die Anekdote von dem asiatischen Könige, der Kinder von aller menschlicher Gesellschaft abgeschlossen habe aufwachsen lassen, um zu erfahren, was sie für eine Sprache erfinden würden; sie sollen, weil in ihrer Nähe Schafe weideten, nichts als bäh gesagt haben.\*\*) Wundt meint: „Wäre es möglich, Kinder, ohne ein Wort vor ihnen auszusprechen, aufwachsen zu lassen, so würde vermutlich neben der natürlichen Gebärdensprache auch eine natürliche, wenngleich vielleicht sehr unvollkommene Lautsprache bei ihnen entstehen. Aber dies würde nach allem, was wir bei der Sprachentwicklung des Kindes beobachten, in einer andern Weise, und es würde sicherlich sehr viel später geschehen. Die Sprachbildung unserer Kinder ist, weil sie unter dem Einflusse der redenden Umgebung stattfindet, eine verfrühte Entwicklung. Sie wird hervorgerufen, lange bevor sie spontan erfolgen würde. Es verhält sich mit ihr nicht anders als mit allen ihr nachfolgenden Formen geistiger Entwicklung. Was sich die Gattung in allmählichem Fortschritt durch die Arbeit zahlloser Generationen erringen mußte, das ist für den Einzelnen von frühe an

\*) In Nr. 258 der Frankfurter Zeitung zeigt Dr. Paul Maas, wie die Meinung entsteht, daß das Kind selbständig Worte erfinde. Ein Kind lallt „abi,“ wenn es Kuchen essen sieht, weil man ihm öfter gesagt hat: wenn du artig bist, kriegst du dies oder das. Die Umgebung glaubt nun, es habe für den Kuchen die Bezeichnung „abi“ erfunden. Ein andres Kind stößt einen Lalllaut aus, weil es eine Droschke vorüberfahren sieht; die Mutter nimmt diesen Laut für ein Wort, das ihr Liebling zur Bezeichnung der Droschke erfunden habe, bezeichnet von da ab die Droschke selbst mit diesem Laute und lehrt damit das Kind, sie so zu nennen.

\*\*\*) Herodot erzählt die Geschichte vom ägyptischen König Psammetich und ein wenig anders.

ein überlieferter Besitz.“ U. a. bringt das Kind auch „die Anlage zu zahlreichen, schon in den ersten Lebenswochen sich ausbildenden zentralen Leitungen zur Welt mit, sodaß sich seine Gefühle, sobald diese Entwicklung vollendet ist, außer in mimischen Bewegungen auch in Lautartikulationen äußern.“ Diese Leitungen sind nun bei den verschiedenen Nationen verschieden, und daher kommt es, daß einem Deutschen zum Beispiel verschiedene Artikulationen der slawischen Sprachen zeitlebens schwer fallen. Schon in der zwölften bis zu der vierzehnten Lebenswoche, wo von Nachahmung der Laute, die das Kind von Erwachsenen hört, noch kaum die Rede sein kann, bringen die englischen Kinder andre Laute hervor als die deutschen. Von Lauten deutscher Kinder hat man aufgezeichnet am, ma, ör, rö, ar, ra, hu, ua, om, in, ab, la, ho, mö, nä, na, an, mg, mb, gr, ha, bu, me, nt; von Lauten englischer: eng, grrr, bowo, ang, diddle, ing, bowow, th, udn, poppápábä, udu, bobbä, umgo, good, momä. Freilich sind solche Aufzeichnungen wenig zuverlässig; der Erwachsene deutet leicht ihm geläufige Silben in die undeutlich aufgefaßten Laute des Kindes hinein, wie, nach Mauthners ausführlichen Untersuchungen, bei onomatopoeischer Nachahmung in die Tierlaute (wauwau, kikeriki). Aber ein Unterschied ererbter Anlagen ist zweifellos vorhanden. Da jedoch „in den vorsprachlichen Artikulationslauten des Kindes neben den häufiger gebrauchten, den spätern Sprachlauten einigermaßen ähnlichen immer gelegentlich auch andre, ganz abweichende vorkommen, so liegt in dieser großen Mannigfaltigkeit von Bildungen wohl zugleich die Erklärung dafür, daß sich das Kind, sobald es in die Periode der eigentlichen Sprache eingetreten ist, leicht ein völlig fremdes Lautsystem aneignen kann, dessen Bewältigung dem Erwachsenen weit schwerer fällt. Die kindlichen Sprachorgane können sich eben in dieser Zeit noch, unbeschadet der etwa vorhandenen ererbten Anlage, jedem möglichen Lautsysteme, das ihnen durch die Umgebung dargeboten wird, anpassen. So hat man mehrfach beobachtet, daß Kinder europäischer Missionare Sprachlaute, die ihren Eltern unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, zum Beispiel die Schnalzlaut der Hottentotten, spielend erlernten.“

Es ist schon erwähnt worden, daß das Kind die Worte, die es gebraucht, nicht erfindet, und das gilt auch von den Wörtern, die der Kindersprache eigen und von denen der Sprache der Erwachsenen verschieden sind. Solche Worte sind eben unvollkommene, mißglückte Nachahmungen, ja sie sind vielfach geradezu Erfindungen der Mütter, Ammen und sonstigen Personen, die sich den dem Kinde geläufigen Artikulationen anzupassen und diesem so das Nachsprechen zu erleichtern bemühen. Damit „erledigt sich von selbst die in verschiedenen Schriften über die Sprache des Kindes wiederkehrende Behauptung, die Entwicklung der kindlichen Sprache sei eine abgekürzte Wiederholung der Sprachentwicklung überhaupt; ein Satz, von dem man sogar behauptet hat, er sei ein ebenso sicher begründetes biogenetisches Grundgesetz der Sprache wie jenes der Embryologie. In Wahrheit ist die Entwicklung der kindlichen Stimmlaute eine annähernde Wiederholung der allgemeinen Entwicklung der Stimmlaute genau bis zu dem Zeitpunkt, wo die Sprache anfängt, also im Stadium der unartikulierten Schreilaute und allenfalls auch noch der artikulierten sinnlosen Gefühlslaute; darüber hinaus ist sie es nicht mehr.“ Denn von da ab entwickelt sich die

Sprache des Kindes unter dem Einflusse der jetzt vorhandenen Sprachen, von denen vor ihrer Entstehung natürlich noch keine vorhanden sein konnte. Die Lautvertauschungen und Lautverstümmelungen der Kindersprache pflegt man damit zu erklären, daß das Kind gewisse Laute, die es nicht auszusprechen vermöge, durch andre ersetze. Wundt verwirft diese Erklärung. Das Kind vermöge zu der Zeit, wo es anfängt zu sprechen, alle Laute zu bilden. „Das nämliche Kind, welches das Kind Tint und die Pfeife Peipe nennt, spricht etwa das Wort Gasse Gack und Vater Faata aus.“ Die Ursachen der Entstellung seien in ungenauer Wahrnehmung des Gesprochenen durch Ohr und Auge zu suchen und in der Kontaktwirkung, die beim Kinde noch stärker ist als beim Erwachsenen. Kommen in einem Worte mehrere Konsonanten vor, dann assimiliert sich der eine leicht dem andern nachfolgenden oder vorhergehenden; so wird aus Käte Däte, aus Kanone Nanone, aus Nase Nana, aus Decke Dedde.

Was den Wortschatz des Kindes betrifft, so besteht er bekanntlich größtenteils aus Hauptwörtern; dann folgen der Zahl nach die Zeitwörter, die nur im Infinitiv gebraucht werden, dann die Eigenschaftswörter; sonstige Wörter kommen sehr wenig vor. Man hat den Wortschatz zweier zweijähriger Mädchen aus gebildeten Familien, eines deutschen und eines englischen, inventarisiert; jenes verfügte über 489 Wörter (249 Substantiva, 119 Verba, 23 Adjektiva, 46 Adverbia, 52 sonstige Wörter), dieses über 1121 (592 Substantiva, 283 Verba, 114 Adjektiva, 56 Adverbia, 76 sonstige Wörter). Der Wortschatz des deutschen Mädchens wird für normal, der des englischen für übernormal erklärt. Die neuesten englischen Wörterbücher enthalten 100 000 Wörter; Milton hat über 8000, Shakespeare über 15 000 gebraucht, und ungefähr soviel mögen dem höher gebildeten modernen Menschen geläufig sein. Dagegen hat ein englischer Landgeistlicher berechnet, daß einige Tagelöhner seiner Gemeinde nicht mehr als 300 Wörter hatten. In solchem Maße differenzieren die moderne Zivilisation und die Arbeitsteilung die Bildung, daß sie den Vorstellungskreis des Menschen der untersten Schicht unter den des zweijährigen Kindes gebildeter Eltern hinabdrücken!

(Schluß folgt)



## Frauentrost



Das feine und zarte Buch, das diesen Titel trägt,\*) hat ein Freund der Grenzböten geschrieben, der ungenannt bleiben will. Es beruht auf Erfahrungen, die er in seinem Leben gemacht hat, an seiner Frau und seiner Familie, und die er durch weitergehende Beobachtungen ergänzt hat. Es befaßt sich nicht mit der modernen Frauenbewegung und macht keine Vorschläge zu neuen Berufsarten — wie wären die auch noch möglich? Wie einer Krankheit gegenüber, wo äußere Heil-

\*) Frauentrost. Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. München, Beck. 1,80 Mark.